KÖRPER MACHT GESCHICHTE

GESCHICHTE MACHT KÖRPER

Körpergeschichte als Sozialgeschichte

Herausgegeben vom
Bielefelder Graduiertenkolleg
Sozialgeschichte

Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 1999

Gedruckt mit Unterstützung
der Westfälisch-Lippischen Universitätsgesellschaft, Bielefeld

Titelbild: Oskar Schlemmer „Der Mensch im Ideenkreis“ (1928)
© Bühnen Archiv Oskar Schlemmer, Sammlung UJS
Photoarchiv C. Raman Schlemmer, Oggebbio

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Körper Macht Geschichte – Geschichte Macht Körper :
Körpergeschichte als Sozialgeschichte / Bielefelder Graduierten-
kolleg Sozialgeschichte (Hg.) . Susanne Conze ... – Bielefeld ;
Gütersloh : Verl. für Regionalgeschichte, 1999
ISBN 3-89534-280-7

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

© Verlag für Regionalgeschichte 1999
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3-89534-280-7

Redaktion: Gunda Gaus, Bielefeld
Einband: Martina Billerbeck, Bielefeld
Satz: Myron Wojtowjtsch, Göttingen
Druck und Bindung: WB-Druck, Rieden am Forggensee
Printed in Germany

Inhalt

Historische und theoretische Konzepte einer Körpergeschichtsschreibung	
<i>Einleitung</i>	7
<i>Wie machen Menschen Erfahrungen? Zur Historizität und Semiotik des Körpers.</i> Von Jakob Tanner	16
Körperbilder und -metaphern im politischen Raum	
<i>Körper malen. Der imaginierte Staatskörper im revolutionären Frank- reich.</i> Von Monica Juneja	35
<i>Politische Ordnung in der Vormoderne. Körpermetaphorik in der Spanischen Monarchie (1500-1700).</i> Von Antonio Sáez-Arance . .	58
<i>Die heilige Rechte. Eine Reliquie als Gegenstand der Zeitgeschichte.</i> Von Árpád von Klimó	75
Der Körper zwischen Selbstinszenierung, Ideal und Stigma	
<i>Die Sprache und der Körper. Bürgerliche und adlige Körperkonzepte in der Autobiographie Johanna Eleonore Isabella von Wallenrodts (1797).</i> Von Angelika Epple	100
<i>Der Körper des „Helden“. Deutschland 1813-1945.</i> Von René Schilling	119
<i>Arbeiterkörper im Stalinismus. Von Helden, Simulanten und Pro- duktionsdeserteuren.</i> Von Susanne Conze	141

Der Körper im Spannungsfeld
sozialer Räume und Milieus

- Körper und Selbstthematisierung in der mittelalterlichen Beichtpraxis.* Von Torsten Freimuth 166
- Körper und Klosterreform. Leiblichkeit und Geschlecht in spätmittelalterlichen Frauenkonventen.* Von Heike Uffmann 191
- „ein fast abgemergeltes man, der nunmehr uf seiner gruben gehet“
Der kranke Körper als Begnadigungsargument. Von Stefan Kleinschmidt 222
- „Bleiche Lippen und hektische Wangen, flache Brust und blasse Haut“. „Bodily experiences of class“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Von Eva Pietsch 248
- Der zerbrechliche Körper? Körpertypen in den Produktionsmilieus der Glas- und Porzellanindustrie.* Von Georg Goes 272

Körperexperten, Popularwissenschaft
und Selbstwahrnehmung

- „Sehen ist sicherer denn Fühlen“ *Die Radiographie als Repräsentationstechnologie (1895-1935).* Von Monika Dommann 299
- Der hinfallige Körper. Der Alters- und Siechendiskurs in Deutschland (1880-1960).* Von Kenan Holger Irmak 321
- Danksagung* 347
- Autorinnen und Autoren* 348

Die Heilige Rechte liegt seit 1951 in der eigens zu ihrer Aufbewahrung geweihten Kapelle in der St. Stephansbasilika. Die Frage danach, wem sie gehört, bleibt weiter offen. Sie gehört nicht allein der katholischen Kirche, die sie beschützt und aufbewahrt, und auch nicht dem Staat, der seinen Gründungsmythos nach wie vor eng an sie bindet. Solange Gläubige in ihr noch Heil suchen, und sie als Beweis für die Wundertätigkeit Gottes und die besondere Gnade, die er ihrer Nation erwiesen hat, ansehen, solange „gehört“ die Heilige Rechte auch ihnen. Damit bleibt die Rechte Hand des Königs Teil eines heiligen Körpers.

ANGELIKA EPPLE

Die Sprache und der Körper

Bürgerliche und adlige Körperkonzepte in der Autobiographie
Johanna Eleonore Isabella von Wallenrods (1797)

1. *Die Quelle und das körpergeschichtliche Unterfangen,
die Tiefenschichten des Textes zu entdecken*

Im Alter von 57 Jahren veröffentlichte Johanna Isabella Eleonore von Wallenrodt 1797 ihre Lebensgeschichte: „Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß.“¹ Dies ist in vielerlei Hinsicht beachtlich. Zwar war Wallenrodt als Autorin von Trivialromanen durchaus keine Ausnahmeerscheinung,² daß eine Frau der Zeit aber eine Autobiographie³ mit dem Ziel der Veröffentlichung ver-

¹ Die Autobiographie erschien in zwei Bänden: Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß, Leipzig, Rostock 1797 (im folgenden „Leben“). Ihre schriftstellerische Tätigkeit übte sie zu diesem Zeitpunkt, abgesehen vom Abfassen kleinerer Gedichte, erst seit wenigen Jahren aus, dennoch hatte Wallenrodt zwischen 1793 und 1797 bereits elf Romane unter ihrem Namen publiziert und ein politisches Sendschreiben an den Adel veröffentlicht. Der größte Teil ihres literarischen Werkes, das insgesamt 21 Titel umfaßt, besteht aus historischen Romanen.

² Zwischen 1770 und 1810 erschienen über 400 Romane und Erzählungen von Frauen als eigenständige Monographien, die beliebten Veröffentlichungen in Zeitschriften nicht mitgezählt. Vgl. die Bibliographie von GALLAS, Helga/Anita RUNGE: Roman und Erzählung deutscher Schriftstellerinnen um 1800. Eine Bibliographie, Stuttgart 1993.

³ Von literaturtheoretischen und quellenkritischen Ausführungen zur Autobiographie und zu Ego-Dokumenten möchte ich den Aufsatz freihalten. Ich verweise hierfür auf meine in Arbeit befindliche Dissertation, in der ich ein Kapitel der Theorie der Autobiographie widme. Es sei zusammenfassend bemerkt, daß ich unter einer Autobiographie ganz allgemein die Antwort auf die Frage „Wer?“ verstehe, sie also nicht gleichsetze mit der sich um 1810 mit Goethes „Dichtung und Wahrheit“ durchsetzenden Gattungsnorm. Eine Autobiographie ist demnach immer die Reaktion auf die Infragestellung der eigenen Identität. Ich halte bewußt am Begriff der Identität fest, stütze mich dabei allerdings nicht auf die in der Aufklärung entstandene Vorstellung eines autonomen

Subjektes, sondern auf Paul Ricoeurs Konzept der „narrativen Identität“ (Paul Ricoeur, Zeit und Erzählung, Band 3: Die erzählte Zeit, München 1991, S. 396).

⁴ Die Autobiographie dagegen muß die verschiedenen Zeitebenen wie jede Erzählung als „Synthesis des Heterogenen“ (Paul Ricoeur: Zeit und Erzählung, Band 1: Zeit und historische Erzählung, München 1988, S. 106) vermitteln.

⁵ Mit dem Untertitel „Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß“ stellt Wallenrodt die Autobiographie in Beziehung zu dem autobiographischen Roman „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz. Ähnlich wie der Hinweis auf die „Briefe an einen Freund“ bleibt jedoch auch der Untertitel dem Roman äußerlich. Vgl. zu der literaturwissenschaftlichen Einordnung der Autobiographie das ausgezeichnete Nachwort von Anita RUNGE, in: Wallenrodt, Leben, II, S. 677-723. Die Monographie von Catherine GOODMAN: Dis/Closures: Women's Autobiography in Germany Between 1790 and 1914, New York 1986 weist nach, wie Wallenrods „Leben“ an der von ihr selbst hergestellten Einordnung in die männlich dominierte Gattungstradition der Berufs- und Gelehrtenautobiographie als Autobiographie einer Frau scheitern muß: „Where their works [Goodman bezieht sich hier auch auf die Autobiographien von F. Baldinger und R. Engel, A.E.] are most glaringly contradictory it is because they failed to acknowledge that, for historical and social reasons, the life patterns of women were different from those of men.“ (ebd., S. 27f.).

⁶ Der Blick auf die Geschlechtervorstellungen des 18. Jahrhunderts ist in doppelter Weise verzerrt: Zum einen durch die Moralvorstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts, so empört sich z.B. die Literaturwissenschaftlerin Christine TOUAILLON 1919 in ihrer bahnbrechenden Arbeit über den deutschen Frauenroman des 18. Jahrhunderts über Wallenrods freizügige Erzählungen (Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts, Bern u.a. 1979, S. 285). Zum anderen ist unsere heutige Einschätzung des 18. Jahrhunderts vor allem durch die Untersuchung der Schriften von meist gelehrten Männern geprägt, dies gilt für die Untersuchung von Thomas LAQUEUR (Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, München 1990), aber auch für die Arbeit von Claudia HONEGGER (Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850, Frankfurt a.M., New York 1991). Sicherlich lassen sich aus den moralischen Schriften der Spätaufklärung viele Belege dafür

interessanten Quelle. In weitschweifiger Schreibweise reiht Wallenrodt Anekdote an Anekdote, berichtet genüßlich von ihrem Liebesleben, erzählt, wie sie sich als Erfinderin und Forscherin betätigte, gesteht, daß eine Tochter ein uneheliches Kind bekam, klagt über ihre materiellen Sorgen usw. Der triste Gang der Handlung ist dabei schnell wiedergegeben: Wallenrodt erzählt uns in der Autobiographie die Geschichte ihres sozialen Abstiegs von einer adligen Offiziersfrau zu einer verarmten Witwe. Als Mutter von fünf Kindern gerät sie in einen Teufelskreis aus zunehmend schlechtem Ruf, Krankheit und finanzieller Not, aus dem sie sich vergeblich zu befreien sucht.⁷ Schließlich rettet sie sich als Romanautorin in eine bürgerliche Existenz.

Die Auseinandersetzung mit den differierenden Körperkonzepten ihrer Zeit⁸ spielt dabei eine herausragende Rolle,⁹ obwohl sie sich kaum an der

finden, warum Wallenroths „Leben“ für verwerflich gehalten werden sollte. Andererseits gingen sowohl Wallenrodt als auch ihr Verleger davon aus, daß sich die Autobiographie als veröffentlichtes Buch rechnen würde. Es ist deshalb unumgänglich die Ordnung des Wissens mit der kulturellen Praxis in Beziehung zu setzen, möchte man nicht gängige Stereotype wiederholen. Eine solche Verbindung strebt Ulrike DÖCKER in ihrer gelungenen Untersuchung zur „Ordnung der bürgerlichen Welt“ an. Sie liest Manierenbücher als „protosozialistische Texte“ (Die Ordnung der bürgerlichen Welt. Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M., New York 1994, S. 24), in denen sich kulturpraktisches Wissen der Autoren und der Leser überschneidet. Dies läßt sich zwar prinzipiell auf andere Textgattungen übertragen, die Aktivität der Rezipienten bleibt allerdings ungenügend bestimmt und ist äußerst schwer faßbar.

⁷ Erschwerend kam hinzu, daß für Wallenrodt eine Wiederverheiratung zunächst nicht in Frage kam. „Fest beschloß ich also, mir kein solches Joch mehr aufzulegen, besonders, da ich es nicht mehr für W. tragen würde“ (Leben, I, S. 597). Als sie später doch noch überlegt zu heiraten, tritt der Anwärter zurück, als er von ihrem schlechten Leumund hört. Heide WUNDER stellt in ihrer Untersuchung zu Frauen in der Frühen Neuzeit den prekären Status von Witwen dar, die als „los und ledig“ einer besonderen sozialen Kontrolle unterworfen waren: „Er ist die Sonn', sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992, S. 180-190).

⁸ Um 1800 wurden die zwischen bürgerlichen und adligen Körperkonzepten bestehenden Differenzen in vielfältiger Weise diskutiert. Verwiesen sei auf die originellen Karikaturen von Chodowiecki, in denen er eine angeblich manierierte adlige Körperhaltung einer scheinbar natürlichen bürgerlichen gegenüberstellte. Die Theorien LAVARRERS, der die Physiognomik als „Wissenschaft der Zeichen der Kräfte“ (Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Eine Auswahl, Stuttgart 1992, S. 275) definierte, waren äußerst populär und weitverbreiteter Gesprächsstoff (vgl. Isebil BARTA, Der disziplinierte Körper, in: DIES. u.a. (Hg.): Frauen, Bilder, Männer, Mythen, Berlin 1987, S. 85).

⁹ Dies zeigt sich deutlich an den beiden Titelkupfern, mit denen sie den ersten und

Oberfläche des Textes findet. Mit der Autobiographie verbindet Wallenrodt die Hoffnung, sich „durch jene weitläufige Schilderungen ein billiges Urtheil und ein wenig gute Meinung des ehrwürdigen Theils meiner Leser“¹⁰ zu verdienen.

Ich möchte nun mit einem körpergeschichtlichen Ansatz zeigen, warum der Versuch einer Rechtfertigung vor der adligen Gesellschaft aus zeichentheoretischen Gründen zum Scheitern verurteilt ist. In paradigmatischer Weise manifestiert sich an den unterschiedlichen Körperkonzepten des Adels und des Bürgertums¹¹ ein unterschiedliches Zeichenmodell, das der jeweili-

den zweiten Band ihrer Lebensgeschichte versehen hat. Sie bedient sich hier sehr bewußt der semiotischen Funktionen des Porträts. Während sie sich im ersten als junge Adlige abbilden läßt, zeigt sie sich im zweiten als Gelehrte (was um so erstaunlicher ist, als das gesellschaftliche Ideal der weiblichen Gelehrten zur Zeit der Veröffentlichung der Autobiographie längst überholt war). Da bei genauer Betrachtung der Frontispize deutlich wird, daß sie beide in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstanden sein müssen, illustriert Wallenrodt mit ihnen ihre lebensgeschichtliche Entwicklung, die in eine in der Autobiographie entworfene Identität als verbürgerlichte Schriftstellerin mit adliger Vergangenheit mündet.

¹⁰ Wallenrodt, Leben, I, S. 7. Wallenrodt ist sich darüber im klaren, daß ihr tatsächliches Publikum nicht adliger Provenienz ist. Wie in ihren historischen Romanen bedient sie die Interessen bürgerlicher Leserinnen nach Intrigen und Skandalen des Hofes. Obwohl sie also für ein bürgerliches Publikum schreibt, richtet sich ihre Hoffnung doch auf eine Rehabilitierung in den Kreisen, aus denen sie stammt bzw. zu denen sie gerne gehört hätte.

¹¹ Ende des 18. Jahrhunderts bildete sich eine neue gesellschaftliche Gruppe, die weder als Stand noch als auf gemeinsamen ökonomischen Interessen beruhende Klasse bezeichnet werden kann. In der Forschungsliteratur wird daher von den Gebildeten oder den „gebildeten höheren Ständen“ gesprochen (vgl. Ulrike WECKEL: Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum, Tübingen 1998, S. 5f.) Bürgerlichkeit wird dabei als kulturelle Praxis verstanden (vgl. DÖCKER, Ordnung der bürgerlichen Welt, S. 24). Diese Begrifflichkeit ist in Bezug auf sozialgeschichtliche Einordnungen einer platten Dichotomisierung von Adel und Bürgertum vorzuziehen. Meist beruht sie dennoch auf einer vorgängigen Aufteilung in diese beiden Zuordnungen, insofern die Gruppe der Gebildeten Angehörige des Bürgertums und des Adels umfaßt. Ich werde im folgenden die dichotomisierenden Begriffe beibehalten, da ich sie hier als Arbeitsbegriffe verwende, mit denen die unterschiedlichen Symbolisierungen in Wallenroths Text bezeichnet werden. Die Symbolisierungen weisen zudem über den Text hinaus, da sich Wallenrodt als Autorin adliger Provenienz durch die „bürgerliche“ Gattung der Autobiographie als „bürgerliche“ Schriftstellerin, die auf dem öffentlichen Buchmarkt zu bestehen versucht, qualifiziert.

gen Form der Kommunikation zugrunde liegt. Obwohl uns die unterschiedlichen Konzepte des Adels und des Bürgertums nur durch die Interpretation von Wallenrodts selbst zugänglich sind, ist ihr die Unmöglichkeit ihres Unterfangens nicht bewußt.

Wallenrodts sieht im Körper den natürlichen Ausdruck eines Inneren. Die Verbindung von Außen und Innen ist der Vernunft zugänglich. Alles was dieser angeblichen Natürlichkeit widerspricht, wird von Wallenrodts dem „Wahnwitz“¹² zugeordnet. Ich möchte daher im folgenden die in der Autobiographie als Episode eingefügte Geschichte einer „verrückten Gräfin“ untersuchen, die in vielfältiger Hinsicht mit der eigenen Lebensgeschichte Wallenrodts verbunden ist. Zentral sind dabei eine Reihe von Ohrfeigen, die zwischen den beiden Frauen ausgetauscht werden. Diese führen dazu, daß Wallenrodts von der adligen Gesellschaft endgültig ausgeschlossen wird. Die Reaktion des (Hoch-) Adels auf die Ohrfeigen ist Wallenrodts unverständlich und wird von ihr implizit mit der Kommunikation der verrückten Gräfin gleichgesetzt. So stehen sich ein bürgerliches Zeichenmodell, in dem Signifikant (Ausdrucksseite des Zeichens) und Signifikat (Inhaltsseite des Zeichens) miteinander verbunden sind, und ein adliges Zeichenmodell als „Spiel der Signifikanten“ gegenüber. Die adlige Form der Kommunikation ist in Wallenrodts Augen losgelöst von einer vernünftigen Verbindung mit dem jeweiligen Gegenstand der Rede und erhält Bedeutung allein durch das Wort des Königs.

Es wird sich bei der Analyse der „Ohrfeigen-Szenen“ erweisen, daß die Oberfläche des Textes, die uns Wallenrodts Interpretation der Szenen wiedergibt, unterwandert wird von einer tiefer liegenden Schicht des Textes. Diese Schicht läßt sich an den vorgestellten Körperkonzepten und den damit verbundenen Zeichenmodellen herausarbeiten.

¹² Der „Wahnwitz“ wird in der im folgenden dargestellten Episode mit der „verrückten Gräfin“ immer wieder als Gegenstück zur Vernunft angeführt, z.B.: „Sie war, wie Sie aus allem ersehen werden, der Vernunft nicht völlig beraubt, nur in gewissen Punkten handelte sie in Wahnwitz, und es verdroß sie, wenn man dies als Wahnwitz betrachtete.“ (Wallenrodts, *Leben*, II, S. 458.) Der „Wahnwitz“ findet sich hier in doppelter Weise als Gegensatz zur Vernunft: einmal auf der direkten Handlungsebene, einmal auf der Interpretationsebene. Der „Wahnwitz“ der Gräfin zeigt sich auch dadurch, daß sie den „Wahnwitz“ nicht als solchen betrachten möchte.

2. Lektüre einer Episode

Wallenrodts „Leben“ im Spiegel der Geschichte der „verrückten Gräfin“ oder die Bedeutung von „ein paar Ohrfeigen“¹³

In der Autobiographie findet sich die ausführliche Geschichte einer „verrückten Gräfin“, die nach Wallenrodts eigenen Worten als Episode eingefügt werden sollte. Die Episode zieht sich insgesamt über knapp 100 Seiten hin. In vielerlei Hinsicht kann sie mit der Lebensgeschichte Wallenrodts parallelisiert werden: der soziale Abstieg, Ausschluß aus der adligen Gesellschaft, negative Auswirkungen einer übertriebenen Religiosität in der Erziehung, der daraus resultierende Hang zur Schwärmerei. Es finden sich aber genauso deutliche Unterschiede. Während Wallenrodts den Hang zur Schwärmerei durch den Einfluß ihres Vormunds zurückdrängen kann, verliert sich die Gräfin in „Wahnwitz“. Die Gräfin verwaht zeitweise völlig und findet letztlich nur durch Wallenrodts Hilfe in einen gesellschaftsfähigen Zustand zurück. Der größte Unterschied zwischen den beiden Frauen ist jedoch der, daß die Gräfin in Wallenrodts Erzählung zwar geistig verwirrt bleibt, aufgrund der körperlich korrekten Erscheinung und des guten Eindrucks, den sie zu machen versteht, vom König aber unterstützt wird. Wallenrodts dagegen, die sich in ihren eigenen Augen so vortrefflich um die Gesundheit der Gräfin gekümmert hat, gerät in den Ruf, die Gräfin mißhandelt zu haben, und verliert den Rest des königlichen Wohlwollens.

Um dem Vorwurf der Mißhandlung zu entgehen, gibt Wallenrodts zu, die Gräfin einmal geohrfeigt zu haben. Wie war es dazu gekommen? Ich beginne die Lektüre¹⁴: Die Gräfin und Wallenrodts lebten gemeinsam in einer Berliner Wohnung, Wallenrodts erhoffte sich, indem sie für die Gräfin sorgte, die Gunst und vor allem die finanzielle Unterstützung des Königs.

Die schwierige Beziehung zu der Gräfin, die sozial gesehen weit über Wallenrodts steht, entgleist, als die Gräfin, die für einige Tage verschwunden war, zurückkehrt. Wallenrodts beschreibt deren Verhalten: Die Gräfin „glaubte allen Vorwürfen, die ich ihr machen könnte, dadurch zuvor zu kommen, daß sie sagte, sie wäre auf Befehl ihrer Geister verreis, und an einem Orte gewe-

¹³ Wallenrodts, *Leben*, II, S. 439.

¹⁴ Ich orientiere mich bei meiner Analyse an der Methode der „dichten Beschreibung“, die Clifford Geertz in Anlehnung an Dilthey als die hermeneutische Methode bezeichnete, die ethnographischen wie literarischen, historischen u.a. Deutungen zugrunde liegt. Vgl. Clifford GEERTZ: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M. 1987, S. 307.

sen, wo Ungeweihte nicht hindürften. Aus dem, was sie hernach meiner Jungfer erzählte, ließ sich schließen, welchen heiligen Aufenthalt sie gehabt hatte, und daß sie den großen Fürsten, denen sie angehören wollte, auch untreu werden, und mit geringern Erdensöhnen vorwillen nehmen könnte: wenn aber, was sie sagte, auch bloßes Vorgeben war, so zeigte es doch von ihrem guten Willen dazu. – Die Unglückliche war aber mehr zu beklagen als zu verspotten. –“¹⁵

Wallenrodt berichtet nicht nur das Verhalten der Gräfin, sondern liefert den Lesern gleichzeitig ihre Interpretation. Dabei arbeitet Wallenrodt heraus, warum sich die Erklärungen, die die Gräfin Wallenrodt und deren Jungfer gibt, angeblich widersprechen. Demnach war es der Gräfin peinlich zuzugeben, daß sie „geringern Erdensöhnen“ vorlieb genommen habe. Auch wenn sie ihren Fürsten nicht wirklich untreu gewesen sei, so zeige sich in der Erzählung ihrer Geschichten doch, daß sie den Willen dazu gehabt habe. Das zunächst unverständliche Verhalten der Gräfin wird so von Wallenrodt mit einem tiefer liegenden Grund erklärt. Es wird zu einem äußeren Zeichen für ein dahinter liegendes Inneres: den Willen, das Begehren auszuleben.

Direkt an die Interpretation des Verhaltens der Gräfin schließt Wallenrodt eine Aufforderung an, die mit Gedankenstrichen vom Rest des Textes abgehoben ist. Die Gräfin solle eher beklagt als verspottet werden. Die Aufforderung ist das Eingeständnis, daß sie die Gräfin zuvor verspottet hatte. Was war der Gegenstand des Spotts? Mit den Mitteln der Vernunft hatte Wallenrodt die platten Täuschungs- und Rechtfertigungsversuche der Gräfin aufgedeckt: Die Gräfin habe vorgeben, Fürsten „anzugehören“, in Wirklichkeit habe sie aber mit „geringern Erdensöhnen“ vorlieb genommen oder zumindest den Willen dazu gehabt. Verspottet wird der Dünkel, der in dem Verwirrspiel der Gräfin zu Tage tritt: Der Standesdünkel der Gräfin wird demnach durch ihren Willen, das Begehren auszuleben, überwunden. Der Wahnsinn wird von Wallenrodt in ein Spannungsverhältnis zwischen Standesdünkel und dessen Unterwanderung durch das Begehren gestellt.

Wallenrodt stellt den weiteren Verlauf nach der Rückkehr der Gräfin dar: „Ich bat sie, sich waschen und rein anziehen [sic] zu lassen, aber sie meinte, ihre Geister würden sie waschen; so lange es diesen beliebte, müßte sie so bleiben, wie sie wäre.“¹⁶ Die Gräfin, fährt Wallenrodt fort, habe sich einen weiteren Tag nicht gereinigt und nicht gekleidet. Schließlich spitzt sich die

¹⁵ Wallenrodt, *Leben*, II, S. 437.

¹⁶ Ebd.

Situation zu: „Da ich nun einige Personen zum Essen hatte, und es nicht schicklich gewesen wäre, sie so wie sie war, ihren ansehnlichen schwarzen Haar-Segen um den Kopf her und ins Gesicht hängend, an den Tisch zu lassen, so ließ ich ihr ein Tischchen an ihrem Bette decken, welches sie ruhig geschehen ließ. . . . und gleich darauf schickte ich ihr einen Teller Suppe, welchen sie, da ihn der Bediente hingestellt hatte, diesem an den Kopf warf. Alle Suppe flog also auf seine Livere; . . . Der zerbrechende Teller, das Zurückspringen und Lautwerden der Mannspersonen und ihr eigener Lärm trieb uns alle vom Tisch auf. Sie war aufgestanden und sagte: ‚so muß man einer Gräfin, eines so großen Mannes Tochter nicht begegnen, ich gehöre an den Tisch, und das oben an‘. Wir suchten ihr begreiflich zu machen, daß sich niemand Vernünftiges in einem solchen Aufzug zu Tische begäbe, besonders wenn mehrere mitspeisten, und ich setzte hinzu: du solltest dich selbst schämen, da du so schmutzig bist, und dir alle Haare um den Kopf hängen. Meine Haare sind heilige Haare, schrie sie, rannte fort, und setzte sich an den Tisch, hob sich eine Schüssel hin, hing den Kopf darüber her, tauchte die Haare hinein und rieb sie in der Schüssel umher. Dieser boshafte Streich verdroß mich. Ich sah, daß hier Schärfe sein mußte, ergrif sie also bei dieser Haarfülle, und erteilte ihr ein paar Ohrfeigen, welches wohl jedes an meinem Platz gethan hätte. Dies ist das einzigmal, wo ich ihr auf eine so rauhe Art begegnete.“¹⁷

Die äußere Erscheinung der Gräfin sowie körperliche Auseinandersetzungen werden hier an zentralen Stellen der Handlung positioniert. Es finden sich hier alle für die folgende Interpretation wichtige Themen: Die standesbewußte Anmaßung der Gräfin, den Kopf des Tisches zu übernehmen, die Abgrenzung Wallenrodts von deren Wahnsinn und nicht zuletzt die Überlagerung verschiedener Kommunikationsweisen. Um vor allem diese weniger offensichtliche dritte Thematik herauszuarbeiten, beginne ich mit der Interpretation des Ausschlusses der Gräfin von der Tischgemeinschaft.

Wallenrodt bestraft die Gräfin mit körperlichem Ausschluß von der Tischgesellschaft. Zum Kriterium des Ausschlusses macht sie die äußere Erscheinung der Gräfin: ihre schmutzige Kleidung und die unfrisierten Haare. Dieses Verhalten stimmt oberflächlich betrachtet mit adligen Umgangsformen überein. Eine bestimmte, sehr aufwendige Kleidung, eine gepflegte äußere Erscheinung war der unmittelbare Ausdruck der Zugehörigkeit zum Adel. Fiel dieser Ausdruck der Adeligkeit weg, konnte die Person dem Adel nicht mehr angehören. Der Ausschluß wäre somit weniger Bestrafung, um

¹⁷ Ebd., II, S. 438f.

eine Handlungsweise zu korrigieren, sondern eher eine Bestätigung der adligen Kleidersemiotik. Wallenrodt geht es hier jedoch nicht um die adlige Kleidersemiotik. Um den hier von Wallenrodt angeordneten Ausschluß besser einordnen zu können, möchte ich die Geschichte der beiden Frauen in einem Rückblick einholen.

Den Ausschluß aus einer Gesellschaft hatte die Gräfin in Wallenrodts Erzählung bereits mehrmals durchlebt. Als Wallenrodt die Gräfin in Breslau kennenlernte, habe die damals noch sehr junge Frau eine schreckliche Geschichte hinter sich gehabt. Als älteste „Tochter eines berühmten Mannes“¹⁸, wie sie von Wallenrodt eingeführt wird, sei sie nach Breslau verheiratet und bald wieder geschieden worden. Daraufhin habe sie kurze Zeit frei in der Welt herumgeschwelgt, bis sie ein ausländischer Graf in den Mutterstand versetzt habe. Der Graf „ließ sich dann sehr nöthigen, sie zu heirathen, und mißhandelte sie hernach auf seinen Gütern, indem er sich zugleich auch des Ihrigen bemächtigte. Sie mußte, um nicht endlich gerädert oder zu tode [sic] gemartert zu werden, Zuflucht zu dem hochseeligen König nehmen, welcher Order gab, sie an der Grenze abholen zu lassen.“¹⁹

Die junge Frau beeindruckte Wallenrodt, hätte sie nur ein etwas ruhigeres Blut und mehr geordnete Begriffe gehabt, wäre aus ihr „eine bewunderungswürdige Person, ein weibliches Genie ohne Gleiches geworden. Allein nach der Zusammenstimmung ihres unglücklichen Temperaments, einer zu hohen Einbildung von ihrer Person und ihren Glücksumständen voll, wandte sie ihr Feuer zu albernen und dann zu entehrenden Streichen an.“²⁰ Die zu hohe „Einbildung“ der eigenen Person und der eigenen „Glücksumstände“ ist auch hier ein Charakterzug, den Wallenrodt als äußerst schädlich für die Entwicklung der Persönlichkeit ansieht. Die Verbindung von Selbstüberschätzung und albernen bzw. unehrenhaften Streichen haben wir in der Vorgeschichte zu den von Wallenrodt ausgeteilten Ohrfeigen schon kennengelernt: der Ständesdünkel der Gräfin wurde unterlaufen durch den Willen, mit „geringeren Erdensöhnen zusammenzusein“. Hier nun wird die Selbstüberschätzung und die Überschätzung der Glücksumstände in den noch gesunden Charakter der Gräfin hineinverlegt.

Es zeigt sich also gleich zu Beginn der Episode mit der Gräfin die Nähe zu Wallenrodts eigener Geschichte: Als Kind, bekennt Wallenrodt, habe sie

¹⁸ Ebd., II, S. 219.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd., II, S. 220f.

selbst zu albernen Streichen geneigt. Einer dieser Streiche führte ebenfalls zu Ohrfeigen: Wie Wallenrodt später die Gräfin bestraft, wurde auch sie einst von ihrer Mutter bestraft. Wallenrodt hatte eine alte und gebrechliche Gouvernante in einer fröhlichen Runde zum Gespött der Gäste gemacht. Die Mutter zog Wallenrodt erst zur Rechenschaft, als sie unter vier Augen waren. Es handelte sich um keine Ohrfeigen aus einem plötzlichen Affekt heraus, sondern um ein wohl überlegtes Erziehungsmittel.²¹ Es verfehlte seine Wirkungen nicht: „Ich war traurig, mich so vergangen zu haben, blieb eine Weile im Cabinet zurück und weinte, indem ich überlegte, wie die Gäste alle gelacht, und die gute Mamsel immer so höflich dafür gedankt hatte; dann entschloß ich mich, den Fehler zu verbessern, und that den ganzen Nachmittag das Äußerste, um der Parlet Vergnügen . . . zu verschaffen. Aber schon am folgenden Tage verjagten andere Gegenstände diese Sorge. Indessen ließ die Begebenheit einen dauernden Eindruck zurück, forthin machte ich nicht nur keinen solchen launigen Streich mehr, sondern ich nahm alle gute, einfältige, gebrechliche Personen in Schutz . . . Hätte aber meine Mutter mit gelacht, und mich nicht auf der Stelle bestraft, so würde ich ohne Zweifel künftig meine Neigung zum Scherz, ferner auch solche Personen aufgeopfert haben . . .; denn dergleichen strafbare Ergötzungen werden zur Gewohnheit, wenn man nicht darüber nachdenkt, und zum Nachdenken angeführt wird.“²²

²¹ Manfred Hettling bezieht sich in seinem Aufsatz über den Begriff des Erlebnisses bei Max Weber auf dessen Erläuterung der Differenz zwischen Erlebnis und Erkenntnis am Beispiel einer Ohrfeige. Auch bei Weber erteilt eine Mutter ihrem Kind eine Ohrfeige. Diese steht aber im Gegensatz zu der von Wallenrodts Mutter erteilten Ohrfeige für ein unmittelbares, affektives Handeln. Während Weber betone, daß selbst eine auf ein eigenes Erlebnis gerichtete Erkenntnis kein Wiederholen des Erlebnisses sei, sondern sie dem Erlebnis ein Wissen um Zusammenhänge hinzufüge, gelte, so Hettling, auch umgekehrt „einer nur gedanklichen Erkenntnis entgehen Perspektiven und Dimensionen, die im Erlebnis dem Subjekt präsent sind“ (Manfred HETTLING: Das Unbehagen in der Erkenntnis. Max Weber und das „Erlebnis“, in: Simmel Newsletter 7 [1997], S. 53). Mir geht es in meiner Untersuchung um diesen von Hettling an Weber kritisierten Punkt. Ich möchte dabei jedoch noch einen Schritt weiter gehen und zunächst die scheinbare Unmittelbarkeit in Wallenrodts Handeln zeigen, das im Gegensatz zu den „reflektierten“ Ohrfeigen ihrer eigenen Mutter steht. Darüber hinaus wird deutlich, daß die im Affekt erteilten Ohrfeigen Wallenrodts doch eine gemeinsame Wurzel mit den von der Mutter erteilten Ohrfeigen in der ihnen beiden zugrundeliegenden, kulturell bestimmten Zeichentheorie haben. Der „Affekt“ ist eben auch nicht „unmittelbar“, sondern als Ausdruck des Körpers diskursiv erzeugt.

²² Wallenrodt, *Leben*, I, S. 53f.

Ihre „Neigung zum Scherz“ wurde durch die Erziehungsmethode der Mutter in die richtigen Bahnen gelenkt. Zwar wurde die Sorge um die Gouvernante schon am nächsten Tag durch andere Gegenstände verjagt, aber die Ohrfeigen bewirkten doch eine viel längerfristige Veränderung. Sie richteten sich nicht nur an ihr Gefühl, sondern auch an ihren Verstand: Wallenrodts war nicht nur traurig über ihren Fehler, sie wurde zum Nachdenken und damit zur Vernunft gebracht.

Im weiteren Verlauf der Erzählung zeigt Wallenrodts, daß sie mit „albernen Streichen“ jedoch nicht nur diese „Neigung zum Scherz“ verbindet, sondern auch den Hang, sich mit religiösen, schwärmerischen Einbildungen hervorzutun. Der überstarke Einfluß der sehr religiösen Tante auf die Erziehung der Gräfin habe eine „Grille“ unterstützt: Die Gräfin glaubte an die Gemeinschaft mit Geistern und an ihre Kraft, Wunder tun zu können. Auch hier parallelisiert Wallenrodts die Geschichte der Gräfin mit ihrer eigenen. Obwohl die eigene Mutter in der erwähnten Szene mit der Gouvernante für die Erziehung zur Vernunft steht, ist sie an anderer Stelle die Verantwortliche für den übertriebenen schwärmerischen Einfluß auf Wallenrodts. Ihr Vormund, ein Bruder der Mutter, hatte auf Mutter und Tochter jedoch den gleichermaßen rettenden Einfluß: „besonders der Onkel suchte die Heiligkeit in unserm Hause auf den Ton pflichtmäßiger und vernünftiger Religionsübungen herabzustimmen.“²³ Die übertriebene Frömmigkeit hielt der Onkel für einen Lippenbekenntnis, mit dem Menschen verblindet werden sollten. Außerdem habe eine Erziehung in diesem Sinne gefährliche Auswirkungen: „junge Leute die so erzogen worden, schweiften immer, wenn sie in Freiheit kämen, destomehr aus, würden Religionsverächter, oft Bösewichter.“²⁴

Die Gräfin dagegen wird zum Exempel dessen, was der Onkel Wallenrodts und ihrer Mutter vorgehalten hatte. Diese innere Entwicklung der Gräfin geht in der Beschreibung Wallenrodts mit einem äußeren Verfall einher: „Sie, die sonst viel auf eine glänzende Suite gehalten und äußerst elegant in der Kleidung gewesen war, ging jetzt nicht nur ohne Begleitung, sondern auch in dem schmutzigsten Anzuge aus und suchte Kranke aller Art, besonders Blinde, auf, welche sie sich mit selbst verfertigter Geistermedizin zu heilen einbildete. Sie war jetzt so verlassen und verachtet, . . . daß keines der Herrschaften . . . nach ihr fragte, und doch war das arme Geschöpf so un-

²³ Ebd., I, S. 29.

²⁴ Ebd., I, S. 31.

glücklich daß sie eben jetzt am meisten den Beistand ihrer ehemaligen Freunde bedurfte.“²⁵

Ihre schmutzige Erscheinung und ihr merkwürdiges Verhalten führten zu einem völligen Ausschluß aus der Gesellschaft, mit der sie davor trotz des unehelichen Kindes und der beiden Scheidungen in regem Austausch gestanden hatte. Der Ausschluß ist so vollkommen, daß „keines der Herrschaften . . . nach ihr fragte“, es wird nicht nur die Kommunikation mit ihr abgebrochen, sondern es wird auch nicht mehr über sie gesprochen.²⁶

Während für die adlige Gesellschaft in der Darstellung Wallenrodts die Kommunikation hier endet, beginnt sie allererst für Wallenrodts selbst. Aus Mitleid, daß die Gräfin von ihren ehemaligen Freunden verlassen wurde, nimmt Wallenrodts nun Kontakt zu ihr auf. In dem Verhalten der Gräfin, in ihrer äußeren Erscheinung sieht Wallenrodts von Anfang an ein dahinterstehendes Anderes.

Noch deutlicher wird die Semiotik der äußeren Erscheinung in der nächsten Szene mit der Gräfin. Diese spielt bereits in Berlin, wohin beide in der Zwischenzeit verzogen waren. Auf Geheiß des Königs sollte sich Wallenrodts, folgt man ihrer Erzählung, der Gräfin annehmen. Diese sei aber verschwunden gewesen, erst nach mehreren Tagen in Potsdam aufgegriffen und in die „Charität“ nach Berlin gebracht worden. Wallenrodts reagiert zunächst ganz als standesbewußte Adlige: „Ich sendete sogleich hin, zu sehen, in welchen Umständen ihr Anzug wäre, und da erfuhr ich, daß sie völlig unbekleidet auf Matratzen läge. Unverzüglich nahm ich nun alles, was zur Kleidung vom Kopf bis zu den Füßen gehörte, und fuhr in die Charität, wo ich die Thränen über ihren Zustand nicht zurückhalten konnte. Sie war ganz ausser sich; demohngeachtet kannte sie mich sogleich, wollte sich aber nicht eben

²⁵ Ebd., II, S. 223.

²⁶ Auch Manuel FREY erwähnt in seiner Untersuchung zur Adelskritik im bürgerlichen Trivialroman „das probate Mittel der Verweigerung der Kommunikation“ als Aufnahme eines der „überlieferten Stereotypen der literarischen Hofkritik“ („Offene Gesellschaft“ und „gemeinsame Klasse“. Adel und Adelskritik im bürgerlichen Trivialroman zwischen 1780 und 1815, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 44 [1996] S. 509). Allerdings bezieht er es auf den Ausschluß von Bürgerlichen aus der Kommunikation mit Adligen. Es ist bedauerlich, daß Frey nicht berücksichtigt, daß viele Trivialromane von Autorinnen verfaßt und daß sie vor allem von Frauen gelesen wurden, da sie das wichtigste Publikum der entstehenden Belletristik (vgl. Reinhard WITTMAN: Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick, München 1991, S. 183) ausmachten. Dies hätte zu einigen anderen Schlußfolgerungen geführt.

sobald darein ergeben, sich anziehen zu lassen, indem ihr vorkam, als läge sie auf Befehl des Königs in diesem Bette, welcher sie mit großem Pomp da abholen, und in ein herrliches Palais würde bringen lassen. Hier war nun nichts anders zu thun, als mich in ihre Fantasie zu finden.“²⁷

Das erste, was Wallenrodt unternimmt, ist, daß sie die „Umstände des Anzugs“ der Gräfin in Erfahrung bringt. Sie fragt nicht nach deren körperlicher Unversehrtheit oder ihrem geistigen Zustand. Die Nacktheit der Gräfin übertrifft die schlimmsten Erwartungen und sagt Wallenrodt mehr über ihren Zustand, als alles andere. Wallenrodt begegnet der Verrückten, indem sie sich in deren Welt einschleicht („mich in ihre Fantasie zu finden“), um ihr so die Kleidung und den Stand wiedergeben zu können. Obwohl die Gräfin die Taktik zu durchschauen und wütend zu werden droht, betont Wallenrodt, sie wolle ihr keine Gewalt antun lassen, „weil sie ohnehin beklagenswürdig genug war, und die Striemen der Mißhandlung zu Potsdam (wo man sie nicht für das, was sie war, halten wollte) noch an sich trug.“²⁸

Diese Stelle ist sehr aufschlußreich, interpretiert man sie mit Hinblick auf das von Wallenrodt ausgemachte adlige Zeichensystem. Als die Gräfin in Potsdam aufgegriffen wurde, war sie unbekleidet. Daß sie dort mißhandelt wurde, versteht Wallenrodt offensichtlich so, daß sie aufgrund fehlender adliger Anzeichen nicht als Gräfin erkannt wurde. Der Stand läßt sich demnach nicht direkt am Körper verorten. Der nackte Körper ist unständisch und steht damit außerhalb der Gesellschaft. Dennoch wurde die Gräfin nach einigen Tagen der Suche wiedergefunden. Was hatte ihrem nackten Körper die gesellschaftliche Bedeutung zurückgeben? Das Wort des Königs: Der König hatte in Auftrag gegeben, die Gräfin aufzufinden, sie zu versorgen und zu beschützen. Daraufhin erhielt die Gräfin ihre Kleider und ihren sozialen Status zurück. Die adlige Semiotik, wie sie uns Wallenrodt vorstellt, könnte somit beschrieben werden als ein Spiel von Signifikanten, die auf nichts als auf sich selbst verweisen. Ihre Bedeutung erhalten sie nicht durch den Inhalt, auf den sie referieren, sondern durch das Wort des Königs. Das Wort des Königs ist freilich nicht in seiner Person begründet, sondern in dem adligen Kommunikationsnetz, das vorgibt, was der König von der Außenwelt erfährt.²⁹

²⁷ Wallenrodt, *Leben*, II, S. 425.

²⁸ Ebd., II, S. 427.

²⁹ Dies ist der Grund, warum Wallenrodt den König aus ihrer Kritik immer wieder ausnehmen kann. Er habe schließlich nichts davon erfahren können. (Vgl. z.B. Wallenrodt, *Leben*, II, S. 200) M.E. beschreibt Wallenrodt in dieser Hinsicht das Funktionieren der Kommunikation der höfischen Gesellschaft zutreffend. Zu der „hochgradig

Die Beteuerung Wallenrodts, sie wolle der Gräfin keine Gewalt antun lassen, deutet bereits darauf hin, daß nur der Zeitpunkt für sie noch nicht gekommen war. Statt dessen möchte sich Wallenrodt auf die Phantasie der Gräfin einlassen, sie tut dies auch, aber nur auf der Äußerungsebene. Wallenrodt selbst verknüpft ihr Handeln mit einer bestimmten Intention: Durch diese Behandlung möchte sie die Gräfin nicht nur „bei Laune“ halten, sondern sie nach und nach wieder zur Vernunft bringen. Doch ihre Bemühungen sind erfolglos: „Aller guten Behandlung und schönen Vorspiegelungen ungeachtet ward sie die erste Nacht so wütend, daß sie uns alle verjagte. Ich hatte nicht nur den Bedienten, sondern auch den Hauswirth nöthig, um sie zu bezwingen, welches doch endlich die Mannspersonen weniger durch Drohung als durch gütliche Vorstellungen thaten.“³⁰

Daß sich Wallenrodt in die Welt der Gräfin einfand, hatte offensichtlich nicht die gewünschte Wirkung. Durch „gütlichen Vorstellungen“, „weniger durch Drohung“, durch einen Appell an die Vernunft also, soll sich statt dessen Erfolg eingestellt haben: Am nächsten Morgen habe sich die Gräfin kleiden lassen. Diese Erklärung des Erfolgs wird im Text durch das Zurückhalten der Gewalt unterwandert. So wie sie mit der Betonung, sie wolle der Gräfin keine Gewalt antun, die Gewalt als mögliche Handlungsvariante erst eingeführt hatte, zeigt auch diese Textstelle, daß die Möglichkeit, Gewalt anzuwenden, von Wallenrodt nicht völlig ausgeschlossen wird: Die Gräfin ist nur „weniger durch Drohung“, das heißt aber nicht ohne Drohung, zur Vernunft gekommen.

Bevor ich in der Lektüre der Geschichte der Gräfin zu den Ohrfeigen Wallenrodts an die Gräfin zurückkehre, soll noch die letzte Station vor der Eskalation beschrieben werden, in der es ebenfalls zu einer Ohrfeigenszene kommt. Nachdem die Gräfin wieder einigermaßen hergestellt, ihr Äußeres den Eindruck eines gesunden Inneren machte, wird die Semiotik des äußeren Scheins Lügen gestraft: Wallenrodt berichtet, die Gräfin habe gebeten, bei ihr im Bett schlafen zu dürfen: „Ich machte Platz; sie schlang ihren Arm um mich, und wir schliefen, wie es schien, beide ein, aber in der That befand sich das nur von meiner Seite so. Denn als ich recht sanft schlummerte, weckte mich die Gräfin mit einer so derben Ohrfeige, daß die Haut mir auf allen

(status-) politischen Kommunikation innerhalb der Hofgesellschaft“ vgl. Ute DANIEL: *Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1995, S. 459.

³⁰ Wallenrodt, *Leben*, II, S. 428.

Stellen, wo ihre Finger gewesen waren, abging . . . Die Gräfin fürchtete Strafe, und bat ängstlich um Vergebung, indem sie betheuerte, es habe ihr was geträumt. Während sie aber das sagte, hielt sie mir beide Hände mit solcher Kraft, daß ein starker Mann nicht fester anfassen könnte. Ich versicherte ihr, daß ihr nichts wiederfahren [sic] sollte, sie möchte mich nur loslassen, welches aber nur mit Hülfe der Jungfer geschah.“³¹

Hier findet sich die erste Ohrfeige, die zwischen den beiden Frauen ausgetauscht wird. Wallenrodt läßt in der Wiedergabe der Szene die Gräfin ihr eigenes Verhalten interpretieren. Die Gräfin sieht in der Ohrfeige die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit: „sie betheuerte, es habe ihr was geträumt“. Die Ohrfeige gehört damit, obwohl sie in der Wirklichkeit steht, noch zur Traumwelt. Indem sie der Traumwelt zugeordnet wird, kann sie in der Wirklichkeit als unbedeutend verstanden und entschuldigt werden.

Wallenrodt versteht den Vorfall völlig anders. Für sie ist der Interpretationsversuch der Gräfin keine Erklärung der Ohrfeige, sondern nur ein Zeichen der Furcht vor Strafe. Daß die Ohrfeige nicht zu einer Traumwelt gehören kann, beweist Wallenrodt im nächsten Schritt. Die Gräfin habe ihre Hände mit solcher Kraft festgehalten, wie es sonst nur Männer könnten, auch habe sie nicht loslassen wollen. Wallenrodt interpretiert die körperliche Gewalt als Zeichen dafür, daß die Sprache und das Handeln der Gräfin nicht mehr in Einklang stehen. Die Sprache lügt,³² der Körper aber kann nicht lügen. Damit bestimmt sie die Verrücktheit der Gräfin als ein Auseinanderklaffen von Realität, der sie das Handeln und den Körper zuordnet, und der Art und Weise, wie diese Realität benannt wird, das ist für Wallenrodt der Bereich der Sprache.

Die Heilung der Gräfin scheint im folgenden in großen Schritten voranzuschreiten, sie erhält Medikamente von einem Hofrat. Bald sei ihre Vernunft wieder soweit hergestellt gewesen, daß ihr nichts mehr habe vorgespielt werden müssen. Allein die Beschwerdebriefe, die die Gräfin dem Kö-

³¹ Ebd., II, S. 430.

³² Immer wieder äußert Wallenrodt ihr Mißtrauen bezüglich der Sprache der adligen Gesellschaft, z.B.: „Ich sage es noch einmal, daß ich nicht weiß, wer damals eigentlich gegen mich handelte; denn auf das, was mir erzählt ward, darf ich mich nicht als auf Wahrheit berufen, nur weiß ich, daß ich Gegner hatte, viel leiden mußte, welches ich jetzt nicht durch ein hauptsächliches Versehen verdiente.“ (Wallenrodt, *Leben*, II, S. 462) Daß sie dem, was ihr erzählt wird, nicht trauen darf, steht im Gegensatz zur Aufrichtigkeit ihrer eigenen Rede, schließlich möchte sie mit ihren Bekenntnissen, die „wirkliche“ Wahrheit darstellen.

nig und anderen fürstlichen Personen geschrieben, seien heimlich eingezogen und gelesen worden. Diese zeigten allerdings noch immer, wie „traurig es in ihrem Kopfe aussah, welches man außerdem nicht hätte glauben sollen.“³³ Sie habe darin nicht nur ständig zu Unrecht über Wallenrodt geklagt, sondern auch „ungemäßigte, unartige Begierden“³⁴ geäußert. Nachdem Wallenrodt immer wieder betont, sie habe sich aus Mitleid der Kranken und aus Pflichtgefühl dem König gegenüber um die Gräfin gekümmert, muß sie nun erzählen, daß sie nicht nur ihre Pflicht verletzte, sondern auch ihr Mitleid eine Grenze hatte.

Die Gräfin habe sie hintergangen und sei „davon geschlüpft“. Um ihre Pflichtverletzung, sie hatte die Kranke wohl zu schlecht bewachen lassen, zu entschuldigen, verweist Wallenrodt immer wieder auf den Gegensatz zwischen dem scheinbar vernünftigen Verhalten der Gräfin und deren innerem Zustand, der aufgrund der raffinierten Täuschungsmanöver nicht nach Außen trat. So wird die Pflichterfüllung zu einer Unmöglichkeit. Ähnliches gilt für ihr Mitleiden. Die Verrücktheit der Gräfin wandert wieder von Innen nach Außen, wird sichtbar und so unerträglich, daß – wie Wallenrodt sagt – „hier Schärfe sein mußte“. Damit ist die oben so ausführlich zitierte Stelle wieder eingeholt, die in den Ohrfeigen Wallenrodts gipfelt. „Ich sah, daß hier Schärfe sein mußte, ergrif [sic] sie also bei dieser Haarfülle, und ertheilte ihr ein paar Ohrfeigen, welches wohl jedes an meinem Platz gethan hätte. Dies war das einzigmal, wo ich ihr auf eine so rauhe Art begegnete.“³⁵

Für Wallenrodt bezeichnen die Ohrfeigen, die sie selbst der Gräfin erteilte, dieselbe Grenze zwischen Wirklichkeit und Traumwelt wie die Ohrfeige, die sie von der Gräfin erhielt. Letztere waren Zeichen des Wahnsinns. Erstere sind Ausdruck der Vernunft. Sie stehen am Ende einer Stufenleiter der Eskalation. Zunächst hatte Wallenrodt die Gräfin mit Ausschluß bestraft. Im Gegensatz zu einem Ausschluß, wie er in der höfischen Gesellschaft praktiziert werden konnte, sollte dieser Ausschluß jedoch gerade nicht die Kommunikation unterbinden. Die Gräfin sollte dadurch nicht zu einem Anathema erklärt, sondern sie sollte sich ihres eigenen Verhaltens bewußt werden. Sie sollte zur Vernunft gebracht und letztlich in die Gesellschaft zurückgeholt werden.

Ich möchte die Szene nochmals in Erinnerung rufen: Als die Gräfin ge-

³³ Ebd., II, S. 434.

³⁴ Ebd. Diese teilt Wallenrodt den neugierigen Lesern nicht genauer mit.

³⁵ Ebd., II, S. 439.

walttätig wird und dem Bediensteten einen Teller an den Kopf schleudert, geht Wallenrodt mit ihren Gästen zur Gräfin ins Nebenzimmer. Die Gräfin fordert die ihr zustehende gesellschaftliche Position ein. Aufgrund ihrer Abstammung müsse sie am oberen Ende des Tisches sitzen. Dieser ständisch gerechtfertigten Forderung kann Wallenrodt aber nicht zustimmen, da sie im Kontrast zu der äußeren Erscheinung der Gräfin steht, die ihre Erfüllung unmöglich macht. Gemeinsam mit den Gästen versucht sie, die Gräfin zur Vernunft zu bringen, dieses Mal durch Zureden: „Wir suchten ihr begreiflich zu machen, daß sich niemand Vernünftiges in einem solchen Aufzug zu Tische begäbe, besonders wenn mehrere mitspeisten.“ Betonten sie zunächst die Vernunft im Bezug auf das Verhalten in Gesellschaft, fordert Wallenrodt nun auch die Verinnerlichung dieser Norm ein: „und ich setzte hinzu: du solltest dich selbst schämen, da du so schmutzig bist, und dir alle Haare um den Kopf hängen.“

Darauf reagiert die Gräfin mit dem Ausleben ihres verrückten Geisteszustandes, sie nimmt sich, was ihr von den Anwesenden verweigert wurde: den Platz am Tisch. Die Begründung, warum sie diesen Platz am Tisch einnehmen wollte, ist nun aber auch inhaltlich nicht mehr gerechtfertigt, die Begründung selbst zeugt von der Verrücktheit: „Meine Haare sind heilige Haare, schrie sie, rannte fort, und setzte sich an den Tisch, hob sich eine Schüssel hin, hing den Kopf darüber her, tauchte die Haare hinein und rieb sie in der Schüssel umher.“ Es folgen die nun mehrfach zitierten „paar Ohrfeigen“.

Diese Ohrfeigen stehen wie die vorherigen Maßnahmen gegenüber der Gräfin im Dienste der Intention, die Gräfin zur Vernunft zu bringen. In den Augen Wallenrodts sind sie Ausdruck einer allgemein anerkannten Vernunft, der einzigen die in dieser Situation angemessen sei: schließlich hätte ‚jedes an ihrem Platz dies getan‘. Die körperliche Attacke setzte die Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn, dieses Mal von der Seite der Vernunft aus. Wallenrodt sieht sich in ihrer Auffassung bestätigt. Die Ohrfeigen haben die erhoffte Wirkung erzielt: „Es half auch, denn in der That müssen solche Personen zuweilen mit Schärfe behandelt werden . . . Nach der erhaltenen Züchtigung ging sie ganz bescheiden in ihr Zimmer, und ließ mich eine Viertelstunde darauf um etwas zu Essen bitten, welches ich ihr mit der Bedingung schickte, daß sie sich hernach waschen und anziehn möchte; und auch dies geschah.“³⁶

In dem Kampf um die Art und Weise der Kommunikation hatte bis zu

³⁶ Ebd., II, S. 439f.

diesen Ohrfeigen immer die Gräfin gesiegt. Wallenrodt hatte stets versucht, sich der Phantasiewelt der Gräfin anzunähern, sich einzuschleichen. Obwohl das Verhalten Wallenrodts somit dem der Gräfin im höchsten Maße ähnlich war, sah Wallenrodt einen prinzipiellen Unterschied: Ihre Motivation war eine andere als die der Gräfin. Sie wollte die Gräfin in eine Kommunikation zurückbringen, in der die Äußerung aufgrund ihres Inhalts Bedeutung enthält. Unabhängig davon, daß Wallenrodt selbst diese Kommunikation immer wieder unterläuft, zeigt sich in den Ohrfeigen, daß sie sich doch immer auf dieses Kommunikationsmodell bezieht.

Diese Art der Kommunikation möchte ich als bürgerliches Kommunikationsmodell bezeichnen. Es setzt sich – in der Autobiographie Wallenrodts – ab gegen ein bloßes Spiel der Signifikanten, das nicht nur der „verrückten Gräfin“, sondern letztlich dem ganzen unerreichbaren Hofadel unterstellt wird – im übrigen ein gängiges Motiv in der bürgerlichen Gattung des Romans. Dieses bürgerliche Kommunikationsmodell ist die Bedingung der Möglichkeit einer Autobiographie, die an die Tradition der Selbsterkundung anknüpft. Erst dieses Kommunikationsmodell macht eine Rechtfertigung durch die Darlegung der inneren Beweggründe sinnvoll. Insofern kann die Autobiographie Wallenrodts, deren Ziel es ist, ihren Ruf in der adligen Gesellschaft wiederherzustellen, diese Gesellschaft niemals erreichen. Diese Wirkung der Autobiographie wird in der Geschichte der Gräfin bereits vorgegenommen. Daß Wallenrodt in der Gesellschaft unmöglich geworden ist, daß ihr der König zwar noch einen finanziellen Ausgleich für ihre Aufwendungen zukommen läßt, sie aber ansonsten ignoriert, begründet Wallenrodt ebenfalls mit den Ohrfeigen.

Die Gräfin habe sie beim Kammergericht wegen Freiheitsberaubung und Mißhandlung angezeigt. Zwar sei ihr, Wallenrodt, vor Gericht Recht gegeben worden, ihren schlechten Ruf jedoch habe sie nicht mehr verloren. So steht also am Schluß die Gräfin als geläutert da. Sie zieht zu einer anderen Dame und mache sich von dort aus über Wallenrodt lustig. Warum einer Gräfin, die so deutliche Zeichen der Verrücktheit an sich trug, in der Gesellschaft geglaubt wurde, warum ihre Zeugen dagegen nicht einmal gehört wurden, bleibt Wallenrodt unverständlich. Die leere Rede der Gräfin konnte sich in der adligen Gesellschaft besser durchsetzen, als die inhaltliche Rechtfertigung der Wallenrodt. Gerade die Mißhandlung, die die Gräfin in den Augen Wallenrodts zur Vernunft brachte, wird in dieser anderen Welt zum Faktor des Ausschlusses. Wallenrodt unternimmt im Laufe des folgenden Jahres zwar immer noch Versuche, den König für sich zurückzugewinnen.

Als alle fehlschlagen, tritt sie den Rückzug an und zieht zur Zeit der Buchmesse nach Leipzig.

3. Die Sprache und der Körper

In Wallenrodts Autobiographie überlagern sich verschiedene Kommunikationsmodelle. Diese Überlagerung setzt sich bis in Wallenrodts Person hinein fort, da Wallenrodt mit der Autobiographie ihre eigene Identität zwischen Adel und Bürgertum sucht und konstruiert. Implizit richtet sich die Autobiographie als Rechtfertigungsschrift an den Adel, zu dem Wallenrodt weiterhin gehören möchte, explizit wendet sie sich aber an bürgerliche Leser in einer bürgerlichen Gattung, die die Autorin nolens volens zu einer bürgerlichen macht. Die verschiedenen Modelle lassen sich gegenüberstellen als Spiel der Signifikanten, die ihre Bedeutung durch die Nähe oder das Wort des Königs erhalten, und als ein Zeichenmodell, in dem die Signifikanten auf ihr Signifikat verweisen.

Der Körper spielt in beiden Modellen eine paradigmatische Rolle. Während er in dem adligen Modell nur in seiner Erscheinungsform als Signifikant eingestuft werden kann, als nackter Körper aber bedeutungslos wird, ist er in dem bürgerlichen Modell Zeichen für etwas hinter ihm Liegendes.

Wie an der Bedeutung der Ohrfeigen herausgearbeitet werden konnte, steht der Körper in den genannten Situationen jeweils für den Übergang vom Traum zur Wirklichkeit resp. vom Wahnsinn zur Vernunft. Immer wieder versteht es Wallenrodt, das Verhalten der Gräfin zu deuten und es sich selbst zu erklären. Die von ihr erteilten Ohrfeigen stehen bei Wallenrodt für die Reinform ihrer Kommunikation. Nicht nur hätte „jedes an ihrem Platz“ ihrer Meinung nach so gehandelt, es ruft sogar bei der Verrückten in Wallenrodts Augen Vernunft hervor. Dennoch werden die Ohrfeigen zum Kriterium, das ihr eine Aufnahme in die adlige Gesellschaft ihrer Meinung nach verwehrt. Hier sind die Grenzen ihres Verständnisses erreicht.

Wie die Ohrfeigen die Grenze zwischen Wahnsinn und Vernunft bezeichnen, so bezeichnen sie auch die Grenzen ihrer Verständisfähigkeit. Jenseits dieser Grenze bleibt ihr alles rätselhaft, kann sie mit ihrer Vernunft keinen Sinn mehr erkennen, verliert die Kommunikation für sie den Boden. Die Grenze wird markiert durch einen Ausdruck des Körpers. Die Sprache lügt, der Körper kann nur die Wahrheit sprechen.